



DEUTICKE

JEAN-PHILIPPE  
BLONDEL

EIN WINTER  
IN PARIS

ROMAN

»Ist er in Ihrer Klasse?«

»Nein, in der ersten.«

»Und er hatte Unterricht bei ...?«

»Bei mir.«

Clauzet hatte geantwortet, mit derselben schneidenden Stimme wie sonst. Madame Sauge ging wieder nach oben, stolperte auf manchen Stufen. Der stellvertretende Schulleiter beugte sich über den Körper. Die Sekretärin hatte sich mit Madame Breton in die Bibliothek zurückgezogen. Clauzet dagegen wirkte unerschütterlich. Ich dachte mir: Sogar hier, sogar jetzt, und ein unbestimmtes Gefühl übermannte mich — etwas wie blanker Hass, das mit Sicherheit, aber auch eine Art Respekt. Vor dem Monster. Der Bestie im Zirkus. Ich war gewiss nicht stolz darauf, so zu empfinden. Verachtung wäre mir lieber gewesen. Ja, vor allem Verachtung. Schließlich war das Clauzets große Spezialität.

Clauzet war eines der schlimmsten Exemplare von Lehrern, die ich jemals getroffen hatte. Arrogant bis zum Geht-nichtmehr, obwohl er nichts weiter als ein paar kurze Artikel in unbedeutenden akademischen Schriften veröffentlicht hatte, und sein großer Traum beschränkte sich darauf, eines Tages eventuell ein Bändchen in der Reihe »Was weiß ich?« über den Klassizismus schreiben zu dürfen — ein Projekt, von dem er ständig redete. Überzeugt davon, dass er die neue Weltelite unterrichtete, die nichtsdestotrotz wie x-beliebige Studenten einer Vorbereitungsklasse behandelt werden mussten, sogar eher noch wie Gymnasiasten: mit demonstrativer Herablassung und gelegentlich maximal einer Silbe der Anerkennung oder der Ermutigung, quasi wie Brotkrumen, die man Tauben hinwirft. Er war berühmt-berüchtigt für seine verletzenden Kommentare und originellen verbalen Klatschen, die seine Opfer kreuzigten. Gegenüber Gleichaltrigen — Leuten Anfang, Mitte vierzig — wäre das vielleicht amüsant gewesen. Aber er hatte es mit jungen, oft sensiblen Schülern zu tun. Jungen Menschen ihren Bildungsmangel vorzuwerfen ist nichts anderes als eine extreme Form von Selbstverachtung.

Wenn er Arbeiten zurückgab, lief er zur Hochform auf. Gleich zu Beginn hatte er uns wissen lassen, dass er eine große Schwäche hätte — er sei ein Schlemmer. Wenn er als Kind von seiner Mutter Brot und Schokolade bekam, hätte er sich nie beherrschen können und immer zuerst die Schokoladenstückchen verschlungen, bevor er — mit einem

Seufzer der Reue und der Wut — auch das Brot aufaß, die trockene und wenig schmackhafte Scheibe, die dem Gaumen keine Befriedigung verschaffte. Und das habe sich leider nicht geändert. Er gab die Aufgaben also immer in absteigender Reihenfolge zurück, zuerst die guten, die Schokoladenstückchen, auch wenn deren Anzahl mager war und man mit Leistungen wie unseren wahrlich nicht Gefahr lief, zu dick zu werden, und ging anschließend nach unten, zu den vertrockneten, verschrumpelten, faden Brotscheiben.

Seine Verbalattacken machten mir persönlich nichts aus. Schlimmer fand ich es, wenn sie gegen einen meiner Sitznachbarn oder eine Sitznachbarin gerichtet waren. Es gibt nichts Schlimmeres, als miterleben zu müssen, wie jemand fertiggemacht wird, während man selbst danebensitzt und nicht einschreiten kann, zur Ohnmacht verdammt ist. In dieser Situation war ich im ersten Jahr oft genug gewesen. Einmal baute er sich mit einem grausamen Lächeln auf den Lippen vor Lucie Bouesne auf. Als er ihr eine Arbeit zurückgab, fragte er süffisant, ob sie eigentlich Ausländerin sei, denn anders könne er sich ihre unglaublichen Schwierigkeiten im schriftlichen Ausdruck nicht erklären. Es sei vielleicht an der Zeit, fügte er in einem vor Ironie triefenden Ton hinzu, sich von der Hoffnung auf eine akademische Karriere zu verabschieden und sich auf ihre wahren Talente zu besinnen — »Nähen, Kochen und was weiß ich, all diese Dinge, die Frauen Ihrer Art, den Kammerzofen des Intellekts, nun mal liegen.«

Maßlos überzogen.

In Clauzets Stunden folgte eine sadistische verbale Ohrfeige auf die nächste. Für ihn gab es offenbar nichts Schöneres, als die körperlichen Reaktionen der Schüler zu beobachten, wenn sie kreidebleich wurden oder erröteten, mit den Tränen kämpften oder gar losheulten, zu zittern begannen. Er war sehr stolz darauf, wie gut er seine Klasse im Griff hatte und wie ruhig es während seiner Stunden war, was bewies, wie effizient seine Methode war.

Wenn ich meine Arbeiten zurückbekam, sah Clauzet mich normalerweise mit einem Stirnrunzeln an und fragte: »Ach, Sie sind immer noch da?« oder »Meinen Sie, Sie schaffen den *Concours* irgendwann? Na ja, vielleicht in dreißig, vierzig Jahren ...« Er ging immer sehr verschwenderisch mit dem Rotstift um und schrieb Unmengen von mörderischen Kommentaren an den Rand, eine

Mischung aus Ironie, Beinahe-Beleidigungen und persönlichen Angriffen. Einige seiner Opfer brachen mitten im Unterricht zusammen, andere — wie Lucie Bouesne — kapitulierten, was Clauzet mit »den (oder die) wären wir los« kommentierte, da die Vorbereitungsklassen in seinen Augen ohnehin der Selektion im Darwin'schen Sinne dienten. Nur die Besten, die Auserwählten hielten durch — sowie zwei oder drei einigermaßen interessante Individuen, die entweder besonders zäh oder gegen Sarkasmus immun waren.

Clauzet wurde von allen gehasst, und auch viele seiner Kollegen konnten seinem Humor verständlicherweise nichts abgewinnen — doch mir fiel auf, dass keiner der anderen Lehrer seine Methoden direkt oder indirekt in Frage gestellt hätte und dass auch keiner versuchte, den Schmerz zu lindern, wenn manche Schüler kreidebleich und am Boden zerstört aus den Französischstunden kamen. Im Grunde ihres Herzens glaubten auch sie an die natürliche Selektion und waren froh, dass ihnen jemand die Drecksarbeit abnahm und sie sich nicht selbst die Hände schmutzig machen mussten. Sie mussten den Nagel anschließend nur noch sanft und freundlich ein bisschen tiefer hineinschlagen. Indem sie den Betroffenen ruhig und sachlich zu verstehen gaben, dass »diese Umgebung, in der mit harten Bandagen gekämpft wird, vielleicht doch nichts für Sie ist«. Oder lässig und mit einem nachsichtigen Lächeln sagten: »Wissen Sie, es gibt im Leben ja noch andere Möglichkeiten, vielleicht ist ein anderer Studiengang, in dem Sie sich besser entfalten können, geeigneter für Sie.«

An mir aber prallten Clauzets Worte ab.

Ich war unberührbar, doch das wusste er nicht. Ich hatte so gut wie nichts mit den anderen Schülern zu tun und war folglich auch keinem Konkurrenzdruck ausgesetzt. Meine Familie verfolgte mein Studium nur von weitem, mit einer respektvollen Ehrfurcht — und solange ich nicht jammerte und nicht wiederholen musste, sahen meine Eltern keinen Grund, nachzufragen. Ich war ihnen keine Rechenschaft schuldig, umso mehr, als ich vernünftig und sparsam war und zu meinem Unterhalt teilweise beitrug, indem ich während der Sommerferien zwei Monate lang gearbeitet hatte. Zu meinen alten Freunden vom Gymnasium hatte ich praktisch keinen Kontakt mehr. Ich war keinerlei Druck ausgesetzt, weder vonseiten von Freunden, einer festen Freundin noch von den Eltern. Ich war ein freies Elektron.

Folglich konnte ich es mir erlauben, bei Clauzets Bemerkungen zu grinsen — einmal erdreistete ich mich sogar, schallend zu lachen, weil einer seiner Sprüche besonders geistreich war. Ich stellte ihn mir als Darsteller in einem Boulevardstück oder als Radiosprecher vor. Mir war bewusst, welche Rolle er an dieser Schule spielte. Damals war ich sehr empfänglich für die Komödien, die sich um mich herum abspielten — all diese Gesichter, dieses Gekünstelte, das Theatralische bei meinen Mitschülern, bei unseren Lehrern, in der Metro, auf der Straße, in der Stadt. Ich beobachtete die Maskeraden. Was blieb mir auch anderes übrig? Ich gehörte schließlich keiner Gruppe an.

Meine Reaktionen irritierten Clauzet, auch wenn er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Er kam einfach nicht dahinter, ob ich ein ausgemachter Dummkopf, ein Provinzler zudem, irrtümlich hier gelandet, oder ein Schlitzohr war. An dem Tag, als ich ihm ins Gesicht lachte, war er wirklich überrascht, enthielt sich aber jedes Kommentars. Ab diesem Tag gehörte ich für ihn in eine andere Kategorie. Ich gehörte fortan zur Gruppe der Überlegenen — zur Gattung der Durchtriebenen, der Schlaunen, der Giftschlangen, die sich als harmlose Nattern tarnten und vor denen man sich in Acht nehmen musste. Auf einen Schlag wurde ich beinahe interessant. In der ersten Vorbereitungsklasse entsprachen meine Noten fast dem Durchschnitt — keine schlechte Leistung. Clauzet bedachte mich mit einem »vielleicht ist er doch nicht so dumm und beschränkt, wie es scheint« — und Paul Rialto hob den Kopf, um zu sehen, wer sich diesen lobenden Kommentar verdient hatte. Ich vermutete sogar, dass Clauzet einer meiner Fürsprecher gewesen war, als es um die Aufnahme in die zweite Klasse ging. Er unterrichtete zwar nur in der ersten, doch ich traf ihn jeden Morgen auf der Treppe und grüßte ihn höflich. Er würdigte mich nie eines Wortes, aber immerhin weiteten sich seine Augen fast unmerklich zum Zeichen seiner Anerkennung.

Mir wurde nach und nach klar, dass ich später auch unterrichten wollte. Etwas weitergeben. Nicht nur Wissen, sondern auch den Schlüssel zum Verständnis der Welt und der sozialen und kulturellen Verhaltensregeln, die es einem erlaubten, sich an jede bereits existierende Gruppe anzupassen und sich zu integrieren. Wenn ich meinen zukünftigen Schülern etwas wünschte, dann das, dass sie sich nie in der Situation wiederfanden, in der ich mich seit über einem Jahr



befand. Ich würde alles tun, um das zu verhindern.

Jeden Morgen, wenn ich Clauzet grüßte, grinste ich innerlich und sagte mir, dass er mein abschreckendes Beispiel war. Das, was ich nicht werden wollte. Es ist immer ganz spannend, einen ausgemachten Vollidioten in seinem künstlichen Lebensraum zu beobachten. Ich glaube nicht, dass ihm klar war, was mir durch den Kopf ging, wenn ich ihn schüchtern anlächelte. Er dachte sicher, ich sei sehr viel dankbarer. Und voller Bewunderung.

Wir wirbelten beide herum, der Rektor und ich, als Clauzet »Ich« rief. Ich sah ihm in die Augen, an diesem Morgen des 14. Oktober. Zum ersten Mal habe ich den Blick nicht gesenkt. Er war sehr bemüht, die Fassung zu bewahren, doch ein nervöser Tick, den ich nicht an ihm kannte, ließ seine linke Wange zucken. Er war sprachlos. Stocksteif stand er auf der vierten Treppenstufe. Die anderen waren bereits wieder nach oben gegangen. Ich hörte die Stimme der Sauge, so schrill, dass einem die Ohren wehtaten, die allen, die sich oben im Treppenhaus versammelt hatten, zurief: »Gehen Sie in Ihre Klassenzimmer zurück, der Unterricht fällt fürs Erste aus, aber Sie müssen noch bleiben. Der Rettungsdienst wird jeden Moment eintreffen. Gehen Sie in Ihre Klassenzimmer zurück, und bitte keine Fragen.«

Fragen waren jedoch da, auch in meinen Pupillen, die sich in Clauzets Augen bohrten — die Angst hatte schlagartig das Lager gewechselt. Er und ich, wir dachten beide an die Konsequenzen. Strafanzeigen der Familien. Gerede. Befragungen. Die Schulbehörde würde sich einschalten, das Rektorat, die Schüler, die zu Zeugen geworden waren, der Lehrer würde angeklagt werden. Und ich, in der ersten Reihe, würde vor Gericht an der Schranke stehen und als Beweise sämtliche Nägel liefern, die Clauzet in die Hände seiner Schäflein einschlug, Tag für Tag. Welche Genugtuung!

An Mathieu dachte ich nicht.

Noch nicht.

Mir schwirrte der Kopf. Farben tanzten um mich herum. Zurückgehaltene Schluchzer, erstickte Stimmen, Dinge, die zu tun waren. Clauzet setzte sich über die Anweisungen der Sauge hinweg. Er fühlte sich nicht in der Lage, den Studenten gegenüberzutreten, die auf dem Korridor geblieben waren. Er kam die letzten Stufen herunter,